



Wer bist du?

Foto: Samuel Nacar/SOPA Images/LightRocket/Getty Images

Die Herkunft ist das große Thema der Romane, die Identität der zentrale Hintergrund und Aufreger in den Debatten: Hier sind sie, die interessantesten Neuerscheinungen in den Frühjahrsprogrammen der deutschen Verlage

Neue Bücher von

Barbara Honigmann, Saša Stanišić, Philippe Lançon, Katharina Mevissen, Sarah Kuttner, Christoph Buchwald und Mirko Bonné, Marion Brasch, Barbara Zeman, Dietmar Souss, Priya Basil, Hannah Fry, Michel Serres, Sophie Wennerscheid, Ferda Ataman, Luis Alegre, Felwine Sarr, Harald Jähner, Kate Manne, Florian Mühlfried und Siri Hustvedt



© Sven Götlich

Eine packende wahre Familiengeschichte

Auf der Suche nach der Vergangenheit seiner Familie, die in den 30er-Jahren in alle Winde verstreut wurde, macht sich Maxim Leo auf nach England, Israel und Frankreich. Er trifft die Nachkommen seiner verschwundenen Familie und stößt auf unglaubliche Lebensgeschichten.

»Ein Gewinn«
taz

»Eine wunderbare, erschütternde, großartige Familiengeschichte«
Sächsische Zeitung



SPIEGEL Bestseller

Gebunden
€ (D) 22,-
Verfügbar auch
als E-Book
www.kiwi-verlag.de

Kiepenheuer & Witsch

editorial

Wer bist du?
Wer bin ich?

Die interessantesten Bücher schildern die Schwierigkeiten, mit Herkunft und Identität umzugehen

Wer bist du? Diese Frage lässt sich im Fall des jungen Mannes, der uns von der ersten Seite dieser Beilage so offen entgegenblickt, konkret beantworten. Der Mann heißt Ahmed Almfalany, und er stammt aus Syrien. Vor dem Krieg dort flüchtete er mit seiner Familie. Über Tripolis und Zawiya gelangte er über das Mittelmeer nach Europa. Seine Foto wurde von der spanischen NGO Proactiva Open Arms verarbeitet, nachdem sie 378 Flüchtlinge aus dem Mittelmeer gerettet hat, 20 Meilen von der libyschen Küste entfernt. Es zeigt eins der Gesichter, die einem im Zuge der gegenwärtigen Fluchts- und Migrationsbewegungen in den Medien erst entgegengespielt werden, während die konkreten Personen dahinter weiter ihr Schicksal zu meistern versuchen.

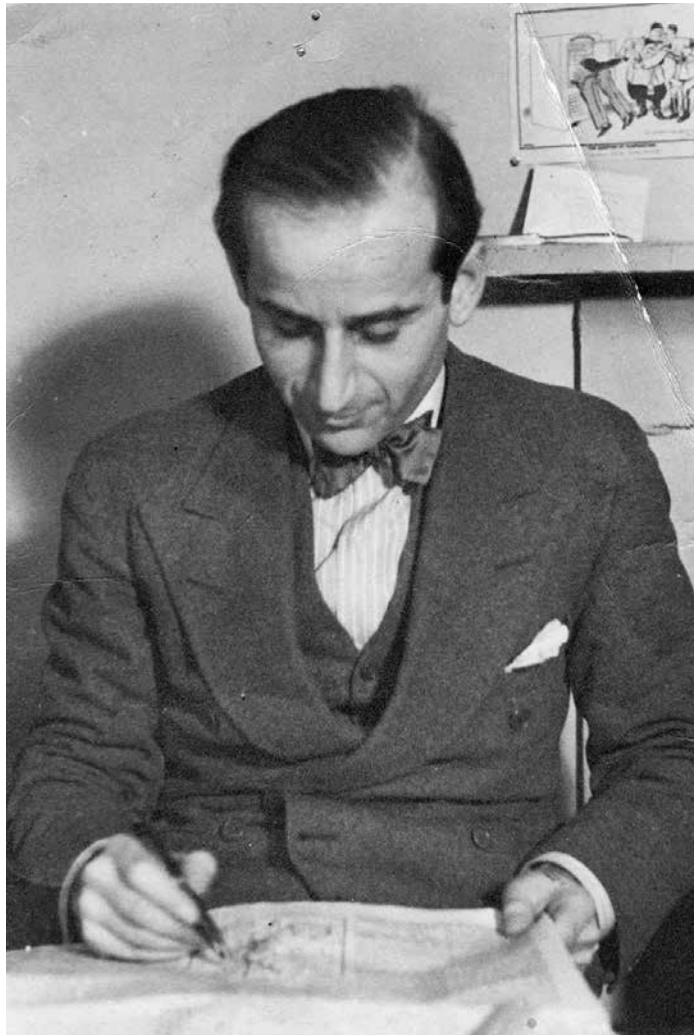
Wer bist du – es gibt in Deutschland und Europa (wieder) viele Bestrebungen, diese Frage direkt an Herkunft, Hautfarbe, Geschlecht und Kultur zu koppeln, während viele Neuerscheinungen im literarischen Feld sich eher an die Offenheit im Blick des Mannes auf unserer ersten Seite halten, vorschnelle sowie von vornherein einordnende Antworten vermeiden und überhaupt eher die Schwierigkeiten, mit dieser Frage umzugehen, beschreiben. Der Schriftsteller Saša Stanišić etwa betreibt die Suche nach seiner Herkunft als vielschichtigen Prozess des Erzählens (S. 3 dieser Beilage), der französische Autor Philippe Lançon berichtet davon, wie er, der den Anschlag auf *Charlie Hebdo* schwer verletzt überlebte, sich im Schreiben erst allmählich wieder ein Gefühl für eine Kontinuität in seinem Leben erarbeiten musste (S. 4). Herausgekommen sind zwei der interessantesten literarischen Bücher dieses Frühjahrprogramms.

Wer bist du – auch bei der Sachbüchern spielt diese Frage eine große Rolle. Wie schnell man auf dem Holzweg landen kann, wenn man sich anmaßt, sie für viele Menschen gleichzeitig beantworten zu können, zeigt die aktuelle Studie von Felwine Sarr. Unbescheiden beansprucht er, stellvertretend für über 50 Nationen auf dem afrikanischen Kontinent zu sprechen: „Der afrikanische Mensch spürt, dass man ihn mit Haut und Haar unvermittelt in eine Weltordnung gestürzt hat“ (S. 9). „Der“ afrikanische Mensch – wer soll das sein? Die Philosophin Kate Manne untersucht dagegen die Rahmenbedingungen des Frauenhasesses (S. 11). Konkrete Personen sind, vielleicht ist das ein roter Faden dieser Beilage, immer mehr und anderes als ihr Geschlecht oder ihre Herkunft. (drk)

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini
Layout: Bernd Cornely
Foto-Red.: Elke Seeger
Anzeigen: Tina Neuenhofen
taz.die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin
V.i.S.d.P.: Georg Löwisch

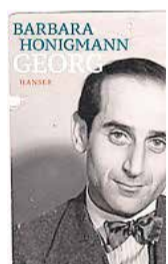
Viel verstrickt in amouröse und berufliche Verwicklungen: Georg Honigmann
Foto: Barbara Honigmann



Bewegtes Leben

Kommunismus, Exil, Schoah, DDR, vier Ehen. Über ihren Vater hat die Schriftstellerin Barbara Honigmann ein erstaunlich zugewandtes Buch geschrieben: „Georg“

Von Hanna Engelmeier



Barbara Honigmann: „Georg“. Hanser, München 2019, 160 Seiten, 18 Euro

Am Samstagnachmittag in den frühen sechziger Jahren sitzt Barbara Honigmann, damals ein Teenager, mit ihrem Vater in dessen Berliner Wohnung herum. Der Vater wartet auf einen Anruf, der ihn über die Geburt seiner zweiten Tochter benachrichtigen soll. Als es schließlich so weit ist, nötigt er seine erste Tochter, mit ins Krankenhaus zu fahren und ihre Schwester kennenzulernen, was sie so gut wie möglich zu verweigern versucht, sie hat nichts mit der neuen Frau ihres Vaters und de-

ren Baby am Hut, das wie sie als zweiten Vornamen den der geliebten Großmutter ihres Vaters erhält. Es ist eine unschöne Szene, in der der Vater so viele verschiedene Gesten von seiner Tochter verlangt, solche des Interesses, der Zuneigung und letztlich auch Solidarität mit ihm. Honigmann wäre an dem Tag lieber zu einem Konzert der Coverband Team 4 gegangen, um sich Beatsongs anzuhören.

Ohnehin hätte sie vielleicht einiges in ihrem Leben lieber getan, denn Dauerdienst als Zeugin der vielen Ehen, Liebschaften und beruflichen Verwicklungen ihres Vaters Georg zu leisten. Falls dem so ist, merkt man das den Erinnerungen an

ihren Vater nicht an. „Georg“ ist ein ganz erstaunlich zugewandtes Buch, das sich in großer Dezentz den vielen Stationen im Leben von Honigmanns Vater widmet, ohne dass sie dabei ihre eigene Perspektive, die des genervten Teenagers, des noch unverständigen Kindes und später der eigenständigen Erwachsenen aus den Augen verliert.

Honigmann hat in „Ein Kapitel aus meinem Leben“ (2004) bereits über ihr Zusammenleben mit ihrer Mutter Litzzy geschrieben, die Georg in den 1930er Jahren vom Kommunismus als der richtigen Weltanschauung überzeugte. Nun fügt sie ihrer Herkunftsgeschichte einen weiteren Teil hinzu. Beide Eltern waren nicht nur politisch engagierte Personen, sondern auch ansonsten ständig in Bewegung. Der 1903 geborene Georg war in seinem Leben nicht nur Korrespondent für die *Vossische Zeitung* in London, sondern ab 1949 Chefredakteur der *BZ am Abend*, Leiter des Kabarets „Distel“ in Ostberlin, Autor ungezählter Feuilletons und wenig gelesener Sachbücher (zum Beispiel über den Medienunternehmer Hearst) – unter anderem. Als Jude wurde er im Zweiten Weltkrieg von den Briten einige Wochen in Kanada interniert, während dieser Zeit lernte er viele weitere überzeugte Kommunisten kennen, die ihn in seiner politischen Einstellung bestärkten, in der DDR wurde er selbstverständlich Mitglied der SED.

Honigmann baut ihre Erzählung aus verschiedenen Materialien zusammen. Dazu gehören Akten des britischen Geheimdienstes MI5, der Georg bespitzelte, Informationen, die sie aus Gesprächen mit seinen vier Ehefrauen bezieht, vor allem aber verlässt sie sich auf ihre Erinnerungen und erlaubt ihrem Text, sich ganz auf deren assoziativen Charakter, ihre Brüche und Sprünge zu verlassen. Ohne viel Aufhebens ist „Georg“ damit auch eine Studie darüber, was es überhaupt heißt, sich schreibend an Verstorbene anzunähern: „Die Erinnerungen, die ich an ihn habe und in denen er mit mir weiterlebt, stammen aus einer anderen, viel späteren Zeit, als er schon fünfzig Jahre alt und dann immer älter war. Aber auch die Erzählungen, die Sagen seines Lebens, über die ich in Wahrheit natürlich gar nichts weiß, haben sich in meine Erinnerungen an ihn verwoben.“

Die einzige Intimität, die das Buch anbietet, ist diejenige, die Honigmann mit ihren Erinnerungen unterhält. „Georg“ handelt nicht von der Beziehung

zu ihrem Vater und hält sich nicht mit der Schilderung ihrer Gefühle füreinander auf. Das Buch handelt vielmehr von ihrem Zusammenleben und dem Leben, das er ihren Erkenntnissen nach führte, bevor er im Alter von 46 Jahren überhaupt ihr Vater wurde. Ihre Erinnerungen begleiten ihn auch in der Zeit, nachdem Georg und ihre Mutter sich trennten. Eine junge Schauspielerin um die 30 tritt in sein Leben, „Mein Vater heiratete immer dreißigjährige Frauen. Er wurde älter, aber die Frauen blieben immer um die dreißig“, die später in der DDR große Erfolge feierte, unter anderem durch ihre Zusammenarbeit mit Hanns Eisler. Gisela May tritt in diesem Buch immer nur als Gisela auf, die zu dem Kind Barbara Honigmann ein sehr freundliches Verhältnis gehabt zu haben scheint. Der Blick auf das Intellektuellen- und Künstlermilieu der DDR, mit dem Honigmann durch ihre Eltern in Kontakt kam, bleibt der eines Kindes, vor dem immer wieder Türen geschlossen werden, wenn es interessant wird, und das sich selbst einen Reim darauf macht, warum wer wann aus ihrem Leben verschwindet.

Nie sprach er darüber, was mit jenen geschah, denen nicht der Weg ins Exil offenstand

Dabei wird von ihrem Vater aber auch einiges beschwiegen. Niemals habe er darüber gesprochen, was mit all jenen Verwandten geschehen ist, die weniger kosmopolitisch als er lebten und denen während der Schoah nicht der Weg ins Exil offenstand. Dass sie ermordet wurden, deutet Honigmann an. Der Vater unterließ selbst dies und gab der Zehnjährigen lediglich ein Theaterstück zu lesen, in dem er diesen Teil seiner Biografie verarbeitete. Der Tochter gelang das zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

Nur an wenigen Stellen schreibt Honigmann über ihren Vater, der von ihnen beiden immer als „wir Männer“ sprach, anders als „Georg“. Nachdem sie so lange als Zeugin seinem romanhaften Leben beige-wohnt hat, wird er bei ihr nun zu einer Figur, die in der dritten Person auftaucht. Die Erzählerin ist sie, Barbara Honigmann sagt „ich“.

Anzeige



Foto: Maurice Haasz / © Diogenes Verlag

Der neue Roman von
Daniela Krien
Die Liebe im Ernstfall

Fünf Frauen versuchen das Unmögliche: Lieben, stark sein – und sich treu bleiben. Als Jugendliche erlebten sie den Fall der Mauer, und wo vorher Grenzen waren, ist nun die Freiheit. Doch Freiheit, müssen sie erkennen, ist nur eine andere Form von Zwang: der Zwang zu wählen. Kunstvoll verwoben und tief berührend.

LESEREISE 21.–23. März 2019, Buchmesse Leipzig 29. März 2019, München
24. März 2019, Köln, Lit.COLOGNE 21. Mai 2019, Berlin
28. März 2019, Regensburg 23. Mai 2019, Hamburg

Weitere Termine, XXL-Leseprobe und Gewinnspiel auf: diogenes.ch/danielakrien

Diogenes



Daniela Krien
Die Liebe im Ernstfall

Roman · Diogenes

288 Seiten, Leinen, auch als eBook und Hörbuch

Der Festlegung entgehen

Saša Stanišić lässt sich von all den falschen Heimatdiskursen nicht abhalten, erzählt von seiner Fluchtgeschichte und setzt seiner Großmutter ein Denkmal: „Herkunft“

Von Dirk Knipphals

Nun gut. Dass man von außen auf eine eindeutige Identität und Herkunft reduziert und festgelegt werden kann, ist ganz bestimmt eine verstörende Erfahrung. Aber wie davon erzählen?

In einer Szene, in der Saša Stanišić diese Erfahrung aufblitzen lässt, wird er, der Erzähler, der sonst alle Register zu ziehen weiß, ganz kurzatmig und ungewohnt uneloquent. Die Szene geht so: Jemand kommt ins Klassenzimmer, mit einem Blatt Papier in der Hand, auf dem drei Spalten vorbereitet sind: Moslem, Serbe, Kroat. Es sind die frühen neunziger Jahre in Bosnien. Alle sollen sich eintragen. Zuerst zögern die Schüler, dann schreiben die ersten ihren Namen in die jeweiligen Spalten.

Dann macht jemand eine vierte Spalte auf: „Weiß nicht“. Jemand anders setzt noch eine fünfte Spalte hinzu: „Jugoslawe“. Streit in der Klasse, Schubereien. Einer fügt eine sechste Spalte an: „Fickt euch alle.“ Doch alle Zögerlichkeit und alle Abwehr helfen nicht: Die Maschinerie der Festlegungen läuft längst. Der Erzähler beendet die Szene mit einem sachlichen Kommentar: „Moslems wurde ein paar Monate später in manchen Städten befohlen, ein weißes Tuch am Ärmel zu tragen.“

„Herkunft“ heißt dieses Buch, und das klingt zunächst wenig originell. Aber davon sollte man sich nicht abhalten lassen, es zu lesen. In dieser Szene – so etwas wie die noch unschuldige Version einer Urzene, die sich später an vielen Fronten Exjugoslawiens mit Waffengewalt wiederholen wird – hat der Schriftsteller Saša Stanišić gleich zwei Heimaten verloren: Višegrad, die Kleinstadt an der Drina, in der er 1978 geboren wurde, und Jugoslawien, den Vielvölkerstaat, der sich eben nicht auf nationale, religiöse oder kulturelle Identitäten berief und zerfiel.

Zugleich lässt sich die Szene in diesem auf vielen Ebenen operierenden Buch auch als aktueller Kommentar zur Lage in Deutschland und Europa verstehen. Schon bald darauf muss Stanišić, zusammen mit seinen areligiösen Eltern als Moslems markiert, nach Deutschland fliehen. Er kommt nach Heidelberg, hat viel Glück, zieht später nach Hamburg, wo er heute mit seiner Familie lebt und Kirschbäume sieht, die ihn an die Kirschbäume seiner Jugend erinnern, schreibt großartige Romane vor dem Hintergrund des Krieges in Exjugoslawien („Wie der Soldat das Grammophon repariert“) und auch über das Leben in der Uckermark („Vor dem Fest“), also ohne sich auf eine Herkunft reduzieren lassen zu wollen – und denkt jetzt eben doch über seine Herkunft nach, und zwar „in einer Zeit, in der Abstammung und Geburtsort wieder als Unterscheidungsmerkmale dienen [...]“. In einer Zeit, als Ausgrenzung programmatisch und wieder wählbar wurde.“

Die Spalten und die Listen, sie sind zumindest in vielen Köpfen wieder da. Und man kann dieses Buch nun so lesen, dass Saša Stanišić neben den kurzen Spalten noch eine weitere, allerdings ganz lange und im Grunde nie zu füllende Spalte gesetzt hat: die, in der man wirklich von seiner Herkunft erzählt, mit allen Ambivalenzen und allen vielfältigen Kreisen der Zugehörigkeit und der Ablösung.

Das Buch ist großartig, eins von der Sorte, die man nicht nur lesen, sondern eigentlich adoptieren möchte. Zwischen Višegrad und Jugoslawien, Heidelberg und Hamburg springt der Erzähler mehrfach hin und her. Für Jugoslawien steht der Fußball: Wie die multiethnische Mannschaft von Roter Stern Belgrad sich Anfang der neunziger Jahre gegen Bayern München behauptete. Das schildert Stanišić fast wehmütig. Als er als Jugendlicher in einer anderen Szene den Staffstab der Jugend halten muss, der als sozialistisches Ritual durch ganz Jugoslawien getragen wurde, kommen aber auch Ironie und Witz zum Zug.

In den Episoden rund um Višegrad geht es dagegen um die konkreten Dinge und Menschen. Saša Stanišić besucht seine Großmutter, die noch an seinem Geburtsort lebt und, dement werdend, ihre Erinnerungen verliert. Er besucht den Friedhof von Oskoruša, auf dem Vorfahren von ihm liegen, beschreibt den Alltag und den Weg der Menschen.

Der Nostalgieverdacht ist oft nicht weit beim Nachdenken über solche Bücher, in denen der Erzähler an den Ort seiner Kindheit zurückkehrt. Bei Saša Stanišić geht es aber nicht um Rückkehr, eher um ein Abschiednehmen, in dem Szenen und Details der Vergangenheit erst hell aufleuchten. Die Drina, die Wälder, die Gesten der Menschen, die Gestalt der Großmutter, der Stanišić mit diesem Buch auch eine Art Denkmal setzt: Das alles lässt die Erzählung aufleben.

Ein unschuldiger Blick zurück ist das keineswegs. Einmal resümiert der Erzähler: „Unbeschwert ist an Višegrad für mich kaum ein Ort

mehr. Kaum eine Erinnerung nur persönlich. Kaum eine kommt ohne Nachtrag, ohne eine Fußnote von Tötungen und Opfern und Gräueltaten, die sich dort abgespielt haben.“

In den Heidelberg-Abschnitten ändert sich der Ton. Saša Stanišić hat wirklich unglaubliches Glück und weiß das auch. Er kommt an die richtige Schule, hat engagierte Lehrer und darf schließlich – während seine Eltern Deutschland verlassen müssen und in die USA weiterziehen – auch bleiben. Stanišić erzählt von der Aral-Tankstelle, die für seine Clique zum Treffpunkt wurde, vom Heidelberger Schloss und dem Strampeln seiner Eltern, sich in ihrer neuen Lage zurechtzufinden, dazwischen hört man schiere Verwunderung heraus: „In Bosnien hat es geschossen am 24. August 1992, in Heidelberg hat es geregnet. [...] Jedes Zuhause ist ein zufälliges. [...] Glück hat, wer den Zufall beeinflussen kann.“

Saša Stanišić beschreibt also eine gelingende Integrationsgeschichte und ihre Unwahrscheinlichkeit gleich mit. An vielen Stellen hört man dünnes Eis bedroh-

lich knacken. Da ist mehrfach die Wendung von einer „drohenden Abschiebung“. Da ist der Gedanke: „Müssten wir jetzt fliehen, wären also die Zustände an den Grenzen 1992 so restriktiv gewesen wie an den EU-Außengrenzen heute, würden wir Heidelberg nie erreichen. Die Reise wäre vor einem ungarischen Stacheldrahtzaun zu Ende.“

Der Glutkern des Buches aber, das, was Saša Stanišić den vereinnachtenden Listen entgegenhält, ist der Wille, sich auch von all den falschen Heimat- und Herkunftsdiskursen nicht davon abhalten zu lassen, seiner Herkunft nachzuforschen und sie sich erzählend anzueignen, so vorläufig und tastend das auch nur gehen mag. Saša Stanišić will wirklich von seiner Großmutter und von sich erzählen.

Jede Herkunft, kann man in dem Buch erfahren, ist speziell. Jede Geschichte, sobald man sie erst genauer ansieht, wird kompliziert und damit erst interessant. Auch das ist etwas, was Menschen, die an die Einheitlichkeit von Kulturen und Heimaten glauben, nie verstehen werden.



Kirschbäume findet der Erzähler in Hamburg und in Višegrad. Beides ist Herkunft
Foto: Christian O. Bruch/laif



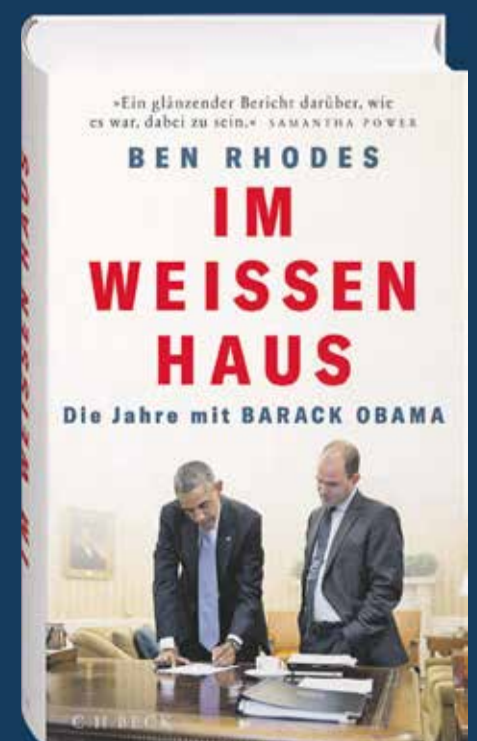
Saša Stanišić:
„Herkunft“.
Luchterhand, München 2019, 360 S., 22 Euro

«Kaum ein anderer kann die Welt so gut mit meinen Augen sehen wie Ben.»

BARACK OBAMA

«Ein persönlicher, teils nachdenklicher, teils humorvoller Blick hinter die Kulissen der Weltpolitik – und eine fast intime Nahbetrachtung von Obama.»

TAGESSPIEGEL



576 Seiten mit 15 Abbildungen. Gebunden € 26,- ISBN 978-3-406-73597-3

C.H. BECK
WWW.CHBECK.DE

Anzeige



„Wenn ich heute ein Foto von mir sehe, das vor dem Anschlag gemacht wurde, dann bin ich das nicht mehr.“ Philippe Lançon Ende 2018 in Paris
Foto: Christophe Archambault/afp

Das Gesicht eines Überlebenden

Um die Kontinuität seines Lebens zu wahren, schrieb Philippe Lançon nach dem Anschlag auf „Charlie Hebdo“ dieses bewegende Buch

Von Jan Jekal

Mit dem Label „Selbsthilfebuch“ ist Philippe Lançon nicht einverstanden. Aus guten Gründen: Selbsthilfebücher lassen an Plattitüden und Binsenweisheiten denken, an Hauptsatzreihen und Stilblüten. „Ich kann diese Art Buch nicht lesen“, sagt er im Gespräch. „Ich hab's versucht.“

Als er schwerverletzt im Krankenhaus lag, über Monate und Monate, brachte ihm seine amerikanische Freundin inspirierende Autobiografien mit, von Leuten, die Haiangriffe überlebt haben zum Beispiel. „Musterüberlebende im prophetischen Auferstehungszustand“, nennt er sie spöttisch in seinem eigenen Überlebensbericht „Der Fetzen“. Die lebensverändernde Katastrophe deuten sie rückwirkend zur lebensintensivierenden Prüfung um. So ein Buch wollte Lançon nicht schreiben.

Die drei Autoren, die in „Der Fetzen“ immer wieder auftauchen, sind Kafka, Thomas Mann und Proust. An ihnen – und vor allem an Letzterem – hat Lançon sich stilistisch orientiert; Schreiben als Erkundung des Halbdunkels zwischen Wachen und Träumen, Bewusstsein und Unbewusstem, Erinnerung und Tatsachen. Keine einfache Auflösung, keine lineare Entwicklung von der Stunde null der Katastrophe zum lebensbejahenden Endpunkt der Genesung.

Und doch hat Lançon auch ein Selbsthilfebuch geschrieben. Zumindest wird es von vielen Lesern so rezipiert. Er bekomme Unmengen an Briefen, erzählt er, seit das Buch letzten April in Frankreich erschienen ist. Leserinnen, die seine Leidensgeschichte zu ihrer eigenen gemacht haben, schreiben ihm, wie sehr sein Buch ihnen dabei helfe, den Schock der Anschläge zu ver-

arbeiten. Trotz der Tragödie, die dem Buch zugrunde liegt, ist allein seine Existenz ein Trost: Denn Lançon ist ein Überlebender, der ein Buch über das Überleben geschrieben hat. Über seine lange, qualvolle Rehabilitation – oder eher: Rekonstruktion –, über den Versuch, an das Leben anzuschließen, das er vorher geführt hat.

Vorher heißt: vor dem 7. Januar 2015, dem Anschlag auf die Redaktion der französischen Satirezeitschrift *Charlie Hebdo*. Als Kolumnist des Blattes nahm er an diesem Mittwochmorgen an der Konferenz teil, die das islamistische Brüderpaar Kouachi mit Kalaschnikows stürmte. „Wie in einem schrecklichen Theaterstück“, sagt Lançon heute. „Wie in einem Horrorfilm. Einer Performance. Die Typen in Schwarz, ‚Allahu akbar, allahu akbar‘. Absurd. Entsetzlich. Lächerlich.“

Der plötzliche Ausbruch ungeheuerlicher Gewalt war nicht zu begreifen, es musste sich um einen Scherz handeln, so dachte er in der Situation, einen Streich Jugendlicher. Lançon überlebte den Anschlag mit schwersten Verletzungen; das untere Drittel seines Gesichts war zerstört, der titelgebende Fleischfetzen. Die Infamie, so schreibt er, triumphierte über alle Diskurse und Argumente.

„Wenn ich heute ein Foto von mir sehe, das vor dem Anschlag gemacht wurde“, sagt Lançon, „dann bin das nicht mehr ich auf dem Foto. Der Typ auf dem Bild ist gestorben. Ich weiß nicht mehr, wie es sich anfühlte, dieser Mensch zu sein.“

Sein Buch ist der Versuch, den Mann, der er vor dem Anschlag war, mit dem zu verbinden, der er seitdem ist, eine Kontinuität herzustellen, die seiner Biografie gewaltvoll genommen wurde, auch: das Wiedererlangen der Deutungshoheit über die eigene Geschichte. Schreiben als Akt des Protests, zu-

nächst, dann als Akt der Akzeptanz. Im Gespräch betont Lançon, das Schreiben hätte keine therapeutische Wirkung gehabt. „Ich habe mit dem Buch angefangen, als es mir besser ging“, sagt er. „Es ging mir nicht besser, weil ich das Buch geschrieben habe.“

Und doch gibt es in seinem Buch viele Passagen, aus denen deutlich wird, wie sehr das Schreiben und das Lesen ihn am Leben gehalten haben, ihn vor dem Wahnsinn bewahren konnten. „Über meinen eigenen Fall zu schreiben“, schreibt er,

Schreiben war für ihn also auch ein Mittel, den schmerzenden Körper mit Distanz zu betrachten

„war das beste Mittel, ihn zu verstehen und mir zu eigen zu machen, aber auch, um mich abzulenken – denn für Minuten, für eine Stunde, war der Schreibende nicht mehr der Patient, über den er schrieb: Er war Reporter und Chronist einer Rekonstruktion.“

Schreiben also auch als Mittel, aus dem schmerzenden Körper herauszutreten, ihn mit Distanz zu betrachten, seine Person zu einer Figur zu machen, deren Leben nun in ausgewählten Szenen und mit wohlüberlegter Symbolik erzählt wird. „Ich wurde zu einer Fiktion“, schreibt er. „Es war die Wirklichkeit, es war absurd und ich war frei.“

Das Erzählen seiner Geschichte folgte nun den Regeln der Dramaturgie. „Ich hätte das Buch mit dem Anschlag beginnen lassen können“, sagt Lançon im Gespräch. „Aber das wäre falsch gewesen, es wäre banal gewesen. Zudem handelt das Buch

ja davon, wie ein derartiges Ereignis das Leben einer Person und das der Menschen um sie herum verändert. Es war also notwendig, mit dem Leben vorher zu beginnen.“

Das Buch beginnt mit einem Theaterbesuch. Lançons letzter Abend als Unversehrter. Dann die morgendliche Routine am nächsten Tag. Gymnastische Übungen vor dem Fernseher. Michel Houellebecq im Bild, er hat gerade seinen Roman „Unterwerfung“ veröffentlicht. Lançon hat das Buch bereits gelesen, soll den Autor am nächsten Tag interviewen. Die Fahrt zur Arbeit mit dem Fahrrad. Das Scherzen mit den Kollegen im Konferenzraum.

Eine Woche nach dem Anschlag, schwer verletzt im Krankenhaus liegend, schreibt Lançon seine Kolumne für *Charlie Hebdo*. Die Überlebenden machen weiter, das Blatt erscheint, das Interesse der Weltöffentlichkeit ist überwältigend. Lançon schreibt, zum ersten Mal, über sich selbst, über die Bedeutung seines Schreibens, eine Einstimmung auf den Stil, den er im „Fetzen“ benutzen wird.

„Letztlich ist dieser Optimismus des Willens ein Lebenszeichen“, tippte er damals langsam und beschwerlich in seinen Laptop. „Und doch bedeutet der Text, als ich ihn schreibe, auch das Gegenteil: Ich wende mich an die, die dort am Konferenztisch und in den Gängen von *Charlie* gestorben sind. Eine posthume Klavierstunde: Während die rechte Hand für die Lebenden spielt, spielt die Linke für die Toten und gibt den Takt vor.“

Als mir der Ort für das Interview mitgeteilt wurde – ein Kreuzberger Hotel, das sich auf seiner Webseite als „Retreat für reisende Ästhetiker“ beschreibt –, bin ich davon ausgegangen, das Interview in einem anonymen Hotelzimmer zu führen, wo mich Lançon unauffällig empfangen könnte. Besonders auffällig ist er wirklich nicht; ein schma-

ler Mann im Wollpullover, die Bart- haare distiguiert angegraut.

Jedoch wartet er nicht im versteckten Hotelzimmer, sondern unten im loungeartigen Barbereich, auf einer Couch am Kamin, um ihn herum eine Abendgesellschaft, hinter ihm eine große Fensterfront, in der Gentrifizierungsgegner mächtige Sprünge hinterlassen haben. Er sitzt da für alle sichtbar. Sein Bart überdeckt die Narben, die Form seines Kinns ist unnatürlich. Bevor er spricht, hört man ein Klickgeräusch. Wir sprechen Englisch, er spricht in gemächlichem Tempo, macht lange Pausen, so dass ich manchmal verfrüht die nächste Frage stelle, weil ich denke, dass er alles gesagt hat, was er sagen wollte.

Weil das Ende einer Erzählung allem Vorgegangenen seine Bedeutung verleiht, überlegte Lançon sich gut, mit welcher Szene er sein Buch beschließen wollte. Ein naheliegenderes Ende verwarf er nicht nur, er strich gleich das ganze Kapitel aus dem Buch. Es war der erste längere Freigang nach einem halben Jahr Gefesseltsein ans Krankbett. Freunde überraschten ihn mit einem privaten Klavierkonzert.

„Ein ganz wichtiger Tag für mich“, sagt Lançon. „Ein Tag, der bedeutete: Jetzt lässt du diese Hölle hinter dir.“ Aber kein angemessenes Ende für sein Buch. „Es wäre zu symbolisch gewesen. Dieser Tag, der in meinem Leben eine gewaltige Bedeutung hat, passte nicht in das Buch. Es wäre dann keine Literatur mehr gewesen. Den Lesern wäre es auch zu viel gewesen, sie hätten sich gegen die Symbolik gewehrt. Es ist wirklich passiert, aber man hätte es mir nicht abgekauft.“

Es wäre der Endpunkt einer Art Heldenreise geworden: Ein Mann kehrt nach überstandenen Herausforderungen wieder in die Welt zurück, aus der er aufgebrochen war. Ein Musterüberlebender. Das ist nicht das Buch, das Lançon geschrieben hat.



Philippe Lançon: „Der Fetzen“. Aus dem Französischen von Nicola Denis, Klett-Cotta, München 2019, 551 Seiten, 25 Euro

Bewegung entsteht wie in kleinen Wirbeln

Mit großer Liebe zu Lauten, Klängen und Gebärden: Katharina Mevissens Debütroman „Ich kann dich hören“

Von **Katrin Bettina Müller**

Ein Junge findet ein Diktiergerät. Er hört Geräusche, eine Autofahrt, Regen auf Zeltplanen, die Stimme einer jungen Frau. Oft ist viel Stille auf den Aufnahmen. Aber aus den wenigen akustischen Markierungen entwickelt seine Vorstellungskraft Landschaften, von nebligen Wanderwegen und dem Meer. Sein Gehör ist sensibel.

Denn eigentlich ist der Junge schon ein junger Mann, Osman Engler, Student an der Hamburger Musikhochschule, der Cello lernt und eine Prüfung verkackt hat. Er ist oft der Ich-Erzähler in Katharina Mevissens Roman „Ich kann dich hören“. Für den Titel gibt es im Laufe der 150 Seiten immer neue Deutungen. Osman hört über das Diktiergerät die Monologe von Ella, die mit ihrer gehörlosen Schwester Jo Urlaub in Irland gemacht hat. Osman flüchtet sich in das Zuhören, wann immer ihm die eigene Geschichte zu schwer wird. Ella kann Jo hören wie sonst niemand.

Aber es gibt auch die, die sich nicht hören können oder wollen. Osman erträgt die klagenden Säden seines Vaters Suat nicht, Cellist wie er, der ihm mit einem Reden, das stets etwas auslässt, um ein verschwiegenes Zentrum kreist, auf die Nerven geht. Am Ende wird tatsächlich ein Familiengeheimnis aufgedeckt, das die schwierige Vater-Sohn-Beziehung erklärt und ein Anfang für eine Veränderung sein könnte.

Schwelle zur Emanzipation

Manchmal wechselt der Roman die Perspektive, Elide, die Tante von Osman, löst ihn als Erzählerin ab. Ihr hört niemand zu. Sie brach als junge Frau aus der Türkei auf, um in Paris französische Literatur und feministische Theorie zu studieren. Aber dann hat sie sich um die kleinen Söhne ihres Bruders Suat gekümmert. Dieser zweite Erzählstrang ist voll der Bitternis einer Frau, die an der Schwelle zur Emanzipation umdrehte, aus Familientreue, aber damit nicht glücklich wurde. Katharina Mevissens weiß auch das ohne Pathos zu erzählen, fast mit Humor. Diese Sicht einer zweiten Generation bereichert ihren Roman.

Man kann zwischen Mevissens Sätzen gut atmen. Sie lässt dem Leser die Luft, die den Protagonisten oft fehlt. Das ist ungewöhnlich, oft wird Spannung mit gegenteiligen Mitteln erzeugt. Hier aber schmiegt man sich den in ihren Leben festgefahrenen Personen an und spürt doch schon, wie in kleinen Wirbeln Bewegung um sie herum entsteht.

„Ich kann dich hören“ ist der erste Roman von Katharina Mevissens. Er lässt auf eine große Liebe zum Geschriebenen und Gesprochenen, zu Lauten, Klängen, Geräuschen und Gebärden schließen. Dass die Literatursprache nur eine von vielen ist, klingt am Rande mit. Cellosuiten sind eine andere, Fußballspielen auch. Er stellt sich selbst als Literatur nicht auf die oberste Stufe. Das macht dieses Buch sympatisch.



Katharina Mevissens: „Ich kann dich hören“. Wagenbach, Berlin 2019, 158 Seiten, 19 Euro

Trauerarbeit in einem uncoolen Bundesland

Das Loben dieses Buches braucht man nicht den Frauenzeitschriften zu überlassen: Sarah Kuttner hat einen einfühlsamen Roman über eine Patchworkfamilie in Brandenburg geschrieben

Von **Thomas Winkler**

Seite 136, da ist es dann so weit. Da taucht er auf, der „Papa, der die Ost-taz“ liest. Denn, um das gleich aus dem Weg zu räumen: Sarah Kuttner hat eine Verbindung zur taz. Als sie ein Kind war, baute ihr Vater Jürgen Kuttner in den hyperventilierenden Monaten zwischen Mauerfall und Wiedervereinigung die kurzlebige Ost-Ausgabe dieser Zeitung auf.

Es ist also auch bei „Kurt“, ihrem neuen Roman, so, wie es bei den drei Romanen davor auch schon war: Die Geschichte ist gespickt mit autobiografischen Details, die Protagonistin erinnert – von der Berliner Kodderschmauze bis zum exquisiten Indieaffinen Musikgeschmack – sehr an die Autorin, aber autobiografisch ist „Kurt“ trotzdem und sehr ausdrücklich eben nicht gemeint.

Auch das Haus, das Romanheldin Lena mit ihrem Freund Kurt kauft und renoviert, liegt zwar in derselben Stadt, nämlich in Oranienburg im Norden Berlins, in der auch die Autorin ein Wochenendgrundstück besitzt. Aber Lena und Kurt ziehen richtig raus in „dieses schöne, raue Brandenburg“, sie wollen leben dort draußen im Speckgürtel, weil dort der sechsjährige Sohn von Kurt aus einer früheren Beziehung, der auch Kurt heißt, mit seiner Mutter lebt. Sie wollen sich einlassen auf eine Gegend, die man, wie Lena feststellt, erst ebenso lieben lernen muss wie ihre Bewohner.

In diesem Land kreischen die Tischkreissägen und heulen die Rasenkantentrimmer, dieses Land „tut nicht so, als wäre es etwas, was es nicht ist. Brandenburg ist einfach nur da.“ Kuttner schreibt wissend, mit freundlichem Blick und voller Detailfreude über eine Gegend, die der Berliner gewöhnlich bloß durchquert auf seinem Weg in die viel schönere Uckermark oder gleich an die Ostsee. Sie zählt die Friedhöfe im Stadtgebiet



Folgt ihren Figuren mit mitfühlendem, leicht ironischem, aber niemals zynischem Interesse: Autorin Sarah Kuttner Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz

nach, wandert über die pittoreske, nicht mehr befahrene Bahnbrücke über den Oder-Havel-Kanal und erwähnt, dass „noch etwa dreihundert Bomben aus dem Zweiten Weltkrieg“ auf Entschärfung warten.

Aber die Bewohner dieses Landes sind echte Brandenburger, brennen Schnaps im Keller, trinken auf Grillpartys Sangria aus dem Tetra-Pak, verbringen ihre Freizeit bei Pflanzen-Kölle und sind gern mal „irre schlechtgelaunt“. Vor allem aber sind sie keine überzeichneten Originale, wie sie die aktuell grassierenden Brandenburg-

strukturell angelegten emotionalen Probleme, auf die ganzen Untiefen und Verunsicherungen, die auch und gerade dann entstehen, wenn man sich seine Familie selbst aussucht. Wie Zuständigkeiten und Gefühle, Verantwortlichkeiten und Liebe sich mal ergänzen, mal in die Quere kommen, wie eine Liebe entsteht und wächst, das wird in „Kurt“ mit leichter Hand, aber trotzdem einfühlsam erzählt.

Kuttner hat einmal beklagt, dass ihre Romane vom Feuilleton im besten Falle ignoriert, in Frauenzeitschriften dafür gefeiert werden. Darin wird, das ist zu fürchten, auch „Kurt“ nichts ändern, obwohl die Handlung eine dramatische Wendung nimmt. Der Tod kommt leise, unspektakulär und vor allem schuldlos. Aber als eine der Figuren stirbt, behält der Roman seine leichte Gangart bei. Zum Glück. Denn hier zeigt sich die Autorin Kuttner ganz auf der Höhe: Statt im Pathos zu versinken, folgt sie ihren Figuren in die Trauer mit demselben mitfühlenden, leicht ironischen, aber niemals zynischen Interesse, mit dem sie sie schon durch glücklichere Zeiten begleitet hat.

Der Tod kommt leise. Als in dem Buch eine der Figuren stirbt, zeigt sich die Autorin Sarah Kuttner erst ganz auf der Höhe

Krimis, die Romane von Bela B. oder demnächst Manfred Maurenbrecher bevölkern. Kuttner dient Brandenburg nicht nur als Hintergrundfolie für ein Panoptikum aus möglichst skurrilen Dorftrotteln, sondern sie porträtiert dieses immer noch extrem uncoole Bundesland durchaus realistisch und mit viel leutseliger Neugier.

In den ersten Kapiteln, in denen das Paar das Haus und die neuen Nachbarn kennenlernt, die Umgebung erkundet und die spröde Schönheit des Oberhavellandes beginnt schätzen zu lernen, ist der Ton leicht und heiter, auch wenn die Protagonistin mit ihrer Rolle als Ersatzmutter zu kämpfen hat und sich fragt, ob sie die Einzige ist, die es seltsam findet, wenn das Kind einen Kackehaufen mitten in die Küche setzt. Kuttner gelingt da eine sehr schöne, durchaus humorige, aber nicht gehässige Innensicht auf eine moderne Patchworkfamilie und ihre

Nun werden die Beziehungen neu sortiert, die Gefühle machen sich auf ins Unbekannte und die Liebe, die vor allem, wird auf die Probe gestellt. „Kurt“ beantwortet Fragen, ohne sie ausdrücklich zu stellen. Fragen wie: Was macht so ein Verlust mit denen, die zurückbleiben? Wie verkomplizieren sich eh schon unübersichtlichen Beziehungsgeflechte? Und die eine, alles entscheidende Frage: Wie geht das eigentlich, Trauerarbeit?

Und, wie geht's? Man kann zu Dusty Springfield tanzen und im Gewitterregen weinen. So viel Pathos darf sein in „Kurt“. Aber noch wichtiger, wir sind schließlich in Brandenburg, im knurrigen, pragmatischen Brandenburg: den Garten immer ganz früh morgens wässern, wenn die Sonne noch nicht so brennt.



Sarah Kuttner: „Kurt“. S. Fischer, Frankfurt a. M. 2019, 240 Seiten, 20 Euro

Anzeige

Anzeige

Unionsverlag



Jeong Yu-jeong
»Jeong Yu-jeong ist Südkoreas literarischer Superstar, der Roman zeigt, warum.«
Thomas Wörtche, Litprom-Bestenliste Weltempfänger



Leonardo Padura
»Ein erstklassiger Kriminalroman von einem der wirklich Großen der latein-amerikanischen Literatur.«
Denis Scheck, Druckfrisch



Sylvain Prudhomme
»Man kann vollkommen aufgehen in diesen Dialogen, in diesem Tonfall, den Nuancen und Emotionen.«
Tribune de Genève



Simon Carmiggelt
»Carmiggelts Texte überzeugen. Sie sind witzig, abgründig, sorgsam gefügt.«
Manfred Paps, NZZ am Sonntag



Helon Habila
»Selten war ein Kriminalroman so poetisch und so notwendig.«
Tobias Gohlis, Die Zeit



Anuk Arudpragasam
»Ein Buch, das einen vor der Eleganz des menschlichen Geistes und der Sehnsucht, die die Essenz jedes Lebens ist, auf die Knie gehen lässt.«
The New York Times



Bachtayar Ali
»Man versinkt in diesem gewaltigen Epos.«
Hartmut Buchholz, Badische Zeitung

Das Privileg der Distanz

Sind LGBTIQs die Identität des Widerstands? Für den Philosophen Luis Alegre sind sie auf jeden Fall die Avantgarde, die der Mehrheitsgesellschaft jene Freiheit vorlebt, die sie sich verbietet

Von Martin Reichert



Liebe in den 80ern. Die gestärkten Hemdkragen waren schon etwas gelockert, aber homosexuelle Liebe laut Paragraf 175 des Strafgesetzbuch immer noch strafbar
Foto: Davis Baltzer

Warum eigentlich müssen sich heterosexuelle Männer schmerzhaft auf die Schulter hauen, wenn sie doch eigentlich ihre gegenseitige Zuneigung zum Ausdruck bringen möchten? Und muss das immer so bleiben? Der spanische Philosophieprofessor Luis Alegre, Mitbegründer

der Partei Podemos, sagt: Nein. Wenn sich die Mehrheitsgesellschaft auch weiterhin an den Homosexuellen orientiert, der Avantgarde, die schon längst in Freiheit lebt, ganz ohne heterosexuelle Zwangsmatrix.

Auf eben jene akademische Prunksprache, bekannt aus der Gender- und Queerforschung, verzichtet Alegre in seinem „Lob der Homosexualität“, das nun im C.H. Beck-Ver-

lag anlässlich des anstehenden Jubiläums „50 Jahre Stonewall“ erschienen ist, übersetzt aus dem Spanischen.

Alegre betet auf seinen rund 215 Seiten auch nicht bloß Judith Butler herunter sondern beruft sich vor allem auch auf Sigmund Freud, argumentiert mal mit Schlagertiteln und mal mit Kant, um sein Anliegen deutlich zu machen. Dabei entgeht er der großen

Schicksalsfrage „natürlich oder konstruiert“ mit verblüffender Eleganz: Am Ende sei das doch gar nicht so wichtig.

Vielmehr geht es ihm um ein gelingendes Leben für alle: Alegre, der Protestpartei-Begründer, möchte die Mehrheitsgesellschaft befreien, die sich trotz einigen Wandels zum Besseren noch immer eingekastelt sieht in feste Formen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Heterosexuelle Männer und Frauen befänden sich in festen Waben, während Homosexuelle diese schon recht früh (und gezwungenermaßen) sprengten, und sich von nun an frei zwischen verschiedenen Waben bewegen könnten. Bei Heteros dagegen werde schon mit der Aussprache des Satzes „Wir sind verlobt“ ein ganzes Programm heruntergeladen, inklusive Schwiegereltern, Urlaub und Sitzverteilung im Auto.



Luis Alegre: „Lob der Homosexualität“. Aus dem Spanischen von Thomas Schulz, C.H. Beck, München 2019, 220 S., 18 Euro

Anzeige

Das Dorf, der Garten, der Liebhaber und sein Knecht. Eine Städterin zwischen Bienen und Blumen.



circa 315 Seiten, gebunden, mit Schutzumschlag
ISBN 978-3-95757-709-2



Interview mit der Autorin



LESEPROBE



Matthes & Seitz Berlin

Egalität des Darkrooms

Wie bei modernen Neuwagen würden Männlichkeit und Weiblichkeit nur in „Paketen“ angeboten und das Leben verlief weitestgehend auf Schienen: „In der Tat überkommt einen eine gewisse Rührung, wenn man sieht, wie sich fast alle Heteros mit Leib und Seele der Ausführung eines Rezepts verschrieben haben, dessen Urheber sie nicht sind.“

Im Gegensatz sei den Homosexuellen, der Unterdrückung und der Nichtzugehörigkeit sei Dank, das Privileg der Distanz geschenkt worden, inklusive einer gewissen Narrenfreiheit: „Es besteht immer eine Distanz zu der Person, die wir sind.“ Ganz gut beschreibt Alegre, wie LGBTIQ zumeist schon in der Schule (und häufig gewaltsam) mit der Frage „Was bist du eigentlich“ konfrontiert werden und sich von da an gezwungen sehen, eigene Antworten zu finden, eigene Wege zu gehen. Was Freiheit bedeutet, aber auch ganz schön anstrengend sein.

Nun wurde Luis Alegre aber damit beauftragt, ein Lob der Homosexualität zu verfassen und nicht, deren Qualen zu schildern. So skizziert er die Devianz als Vehikel der Freiheit – und von der könnten sich Heteros vor allem im sexuellen Bereich ruhig etwas abschneiden. Denn während sich in Fragen der Liebe auch die Homos mangels Alternativen irgendwo zwischen Shakespeare und Hollywood herumquälen müssten, hätten sie in Fragen der Sexualität Pionierarbeit geleistet.

Die Sexualität von der Fortpflanzung trennen und sie als etwas eigenständiges begreifen – für den Homosexuellen sei der Sex eine Kathedrale, die er selbst gestalte. Man habe eine bessere Lösung gefunden für den Umgang mit Thanatos und kümmere sich eben auch um die „B-Seite“, die im heterosexuellen Leben meist nur in Form von Prostitution vorkomme. Alegre preist die Egalität des Darkrooms, die Außerkräftsetzung der Zeit auf schwulen Sexparties („ob mit Chems oder Kaffee“) – und ist Gott sei Dank ehrlich genug einzuräumen, dass er von weiblicher Sexualität eigentlich keine Ahnung hat.

Anmaßend ist Alegre nicht, auch wenn sein „Lob der Homosexualität“ auf manchen so wirken könnte. Denn „Heteros sind Heteros wie Pinguine Pinguine sind“ und ihr „Verhältnis zur Heterosexualität wie der Stein zur Schwerkraft“ – es gibt dazu keine Reflexion, und genau das wird auch diesem bei aller Zuspitzung und Vereinfachung ziemlich klugen, vermittelndem Buch zum Verhängnis werden. In Form von Desinteresse. Schade eigentlich.



Windhoek, Namibia: Straßenszene während des Karnevals 2016
Foto: Thomas Dworzak/ Magnum Photos/ Agentur Focus

„Der“ afrikanische Mensch

Felwine Sarrs „Afrotopia“ ist ein Pamphlet für ahnungslose Kulturalisten

Von **Andreas Fanizadeh**

In Namen von europäischen Kolonialregimen wurden schwere Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen. Wie etwa von Deutschen 1904 bis 1908 im heutigen Namibia, als die dortigen kaiserlichen „Schutztruppen“ den Genozid an Nama und Herero begingen. Doch sollten moralisierende Täter-Opfer-Formeln nicht den Blick auf die Details der Geschichte verstellen. Der europäische Kolonialismus hat sehr unterschiedliche Modelle hervorgebracht. Und er war in seiner Gesamtheit seit der um 1500 einsetzenden Phase der Globalisierung kein im biologischen Sinne rein europäisches Konstrukt. Seine Durchsetzungsfähigkeit verdankte er auch den internen Widersprüchen und Konkurrenzen vorgefundener indigener Herrschaftssysteme.

Genauer zurückzuschauen ist heute eine große Chance. Zumindest die Demokratien wollen mehrheitlich ohne patriotischen Überlegenheitskult agieren. Das macht sich auch in der aktuellen Debatte um teilweise geraubte koloniale Güter in den Museen bemerkbar. Lange zögerte man in der westlichen Welt, sich mit deren Erwerbkontext zu beschäftigen. So ist man größtenteils aus eigenem Versäumnis in eine Situation geraten, in der nun viele den ethnologischen Sammlungen insgesamt misstrauen. Neben der überfälligen Kritik schlägt so auch die Stunde postkolonialer Populisten. Sie legen wie die französische Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy und ihr senegalesischer Mitstreiter Felwine Sarr nahe, alles in den europäischen Sammlungen sei geraubt und solle daher am besten gleich an die früheren Herkunftsländer zurückgehen.

Doch mit formelhaften Schwarz-Weiß-Behauptungen würde man die Türen für einen nachhaltigen Austausch eher zuschlagen als für die Zukunft öffnen. Man würde, wie Felwine Sarrs Schrift „Afrotopia“ zeigt, überkommenen Abgrenzungen und Nationalismen verhaftet bleiben. Der 1972 geborene Sarr lehnt als einer der Stichwortgeber Savoy nicht nur Begriffe wie „Entwicklungshilfe“ ab (was noch nachvollziehbar ist, da sie ideologisch imprägniert sind). Er propagiert gleich ein völkisch-afrozentristisches Gegenmodell. „Jedes weitertreibende Nachdenken über den afrikanischen Kontinent muss dem

Anspruch einer absoluten intellektuellen Souveränität genügen“, schreibt er. Die „absolute Souveränität“ sucht er in „Afrotopia“ in kulturellen Praktiken vor 1500. Denn nur vor der damals einsetzenden Globalisierung lägen Wissenstraditionen, die frei vom Denken des Westen sein sollen.

Sarr sieht sämtliche der (so unterschiedlichen) Probleme heutiger afrikanischer Staaten durch äußere Einflussnahme und Fremdbestimmung bedingt. „Anstelle einer Stärkung des Originellen, der charakterlichen Besonderheiten der Völker“ sei es „zur Verordnung eines einheitlichen Modells“ gekommen, schreibt er, inklusive „monströser Strukturen einer erbarmungs-

„Der Homo africanus ist kein Homo oeconomicus im strengen Sinn“

Felwine Sarr

losen globalen Wirtschaftsordnung.“ Mit solch antikapitalistisch klingender Rhetorik täuscht er links an, um rechts abzubiegen: „Der afrikanische Mensch der Gegenwart ist hin- und hergerissen zwischen einer Tradition, mit der er nicht mehr vertraut ist, und einer Moderne, die ihn von außen befallen hat wie eine zerstörerische, entmenschlichende Gewalt.“ So formulieren das in Europa die Rechtspopulisten, nur in Abwehr von Einflüssen aus den Migrationen des Südens. Ersetzte man in Sarrs Wortlaut das Wörtchen „afrikanische“ durch „sächsische“, der AfD würde es gefallen.

All die historischen Widersprüche und Konkurrenzen, die vor Ankunft der Europäer unter den afrikanischen Nationen und Gruppen herrschten, interessieren Sarr nicht. Sie passen nicht in das Muster der panafricanischen Erweckungslehre, nach der alles Böse aus „dem“ Westen kam, man folglich nur zu den paradiesischen Urzuständen zurückkehren müsse. Unbescheiden beansprucht er, für über 50 Nationen auf dem Kontinent zu sprechen: „Der afrikanische Mensch spürt, dass man ihn mit Haut und Haar unvermittelt in eine Weltordnung gestürzt

hat, die sein Schicksal erschüttert. Er muss dieses Schicksal neu erfinden und auf eine Höhe führen, die jenem Einsatz angemessen ist, den er selbst bestimmt hat.“ Sarr zitiert auch Frantz Fanon von 1961. Doch wofür stünde Fanon heute? Bei den neuen „Verdammten dieser Erde“ auf den Straßen Algiers oder bei jenen, die seit der Unabhängigkeit von Frankreich dort durchregieren und auf das „Volk“ schießen lassen?

Das wäre eine Überlegung wert gewesen. Stattdessen pures Ressentiment: „Die Westlichkeit Afrikas ist seit seiner Kolonisierung im Gange: Amtssprachen, Bildungssysteme, Verwaltung, Wirtschaftsordnung und Institutionen haben auf dem afrikanischen Kontinent allesamt westliche Formen angenommen.“ Will Sarr tatsächlich die Qualität demokratischer Gesellschaftsformen etwa danach beurteilen, ob sie ein Grieche, Römer oder Senegalese formuliert hat? „Der Homo africanus ist kein Homo oeconomicus im strengen Sinn“, sagt Sarr weiter. „Die Motive seiner Entscheidungen sind geprägt von Logiken der Ehre, der Umverteilung, der Subsistenz und der Gabe beziehungsweise Gegengabe.“ Die heile Welt der Urahnen, sie ist eine kitschige Vorstellung trotz des europäischen Kolonialismus. „Die traditionellen afrikanischen Gesellschaften zeichneten sich dadurch aus, dass Produktion, Verteilung und Güterbesitz von einer Sozialethik bestimmt waren, deren Ziel darin bestand, allen die Grundlagen des Lebens zu garantieren.“ Würde er anfügen, „allen, bis auf jene, mit denen man verfeindet war“, käme er der Sache deutlich näher. Denn nicht einmal der – verbrecherische – Sklavenhandel wäre ohne Mitwirkung von Afrikanern möglich gewesen.

Sich der Verantwortung und Schuld kolonialer Verbrechen zu stellen, heißt noch lange nicht, die globalisierten und gemischten Realitäten rückgängig machen oder ignorieren zu wollen. Der Karneval im namibischen Windhoek gehört heute ebenso zum Straßenbild wie der von Notting Hill in London. Es sind die zwei Seiten einer kosmopolitischen Medaille, die jedoch bei europäischen Populisten wie afrozentristischen Chef-Intellektuellen gleichermaßen schlecht im Kurs stehen.



Felwine Sarr: „Afrotopia“. Übersetzung von Max Henninger. Matthes & Seitz, Berlin 2019, 176 S., 20 Euro

Jetzt bestellen oder als Abopremie sichern.
Erscheinungstermin: 28. Mai 2019

atlas-der-globalisierung.de

Der Mabuse-Verlag auf der Leipziger Buchmesse
Besuchen Sie uns in Halle 3, H 103



Paula Kuitunen
Mein Tabulu
Ein Kinderfachbuch über Angst und Angststörungen
56 Seiten, geb., 14,95 Euro
ISBN 978-3-86321-430-2

Das Buch hilft Eltern und ErzieherInnen dabei, mit Kindern über Angst und Angststörungen zu sprechen. Fachliche Ratschläge dazu gibt der Diplom-Psychologe Sören Kuitunen-Paul. Für Kinder ab 6 Jahren.

Lesung: am 24.3. ab 11 Uhr im Forum Sach- und Fachbuch (Halle 3, H 300)

www.mabuse-verlag.de



Die Unabhängigen

Leseforum Halle 5 H309

Ein Projekt der Leipziger Buchmesse und der Kurt Wolff Stiftung.

Zum fünften Mal!

Leipziger Buchmesse | KWS

Mit freundlicher Unterstützung durch taz | der Freitag

neu

Schön, klug, unwiderstehlich. Bücher unabhängiger Verlage aus Deutschland, Österreich und der Schweiz.

www.leipziger-buchmesse.de
www.kurt-wolff-stiftung.de

taz genossenschaft

JE V EU X

Demokratische Gesellschaften brauchen eine unabhängige Presse

die genossenschaft taz

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache. Werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) können Sie MiteigentümerIn werden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

RM | SEBSTERN

Ein Tanz über den Schlund

Entheimatete, Entfesselte und Emanzipierte: Vor allem mit Blick auf die Erfahrungen von Frauen gelingt es Harald Jähners „Wolfszeit“, verdrängte Aspekte der unmittelbaren Nachkriegszeit zu beleuchten

Von Ulrich Gutmair

Auf Seite 179, im Kapitel „Liebe 47“ von Harald Jähners „Wolfszeit“ steht ein Satz, der die Entwicklung der ersten zehn Nachkriegsjahre zusammenfasst: „Die Atmosphäre verhärtete sich im gleichen Maß, in dem sich das Leben normalisierte.“ In ihrem Schlager „S.O.S. Ich suche dringend Liebe“ sang Ingrid Lutz 1946 noch: „Ich möchte dringend küssen, ich muss es heute noch wissen.“ Das illustriert Jähners Befund, dass sich nach 1945 eine beinahe anarchische Lust auf Leben Bahn brach, die erst allmählich dem Bedürfnis nach Sicherheit und Ordnung Platz machen musste.

Harald Jähner war bis 2015 Feuilletonchef der Berliner Zeitung und ist Honorarprofessor für Kulturjournalismus an der Universität der Künste Berlin. Das merkt man seinem Buch über „Deutschland und die Deutschen 1945–1955“ an: Es ist sehr gut geschrieben und eine Kulturgeschichte im besten und weitesten Sinn. Jähner arbeitet mit vielen, zum Teil bekannten Quellen und Sekundärliteratur. Er zeigt, dass man durch Tagebücher, Romane, Filme, Gedichte und Lieder mindestens so viel über eine Ge-

sellschaft erfahren kann wie durch Statistiken und Parteiprogramme.

Jähner hat sein Buch in zehn Kapitel unterteilt. Anfangs geht es um die Trümmerbeseitigung und um die 40 Millionen „Displaced Persons“ und andere „Entheimatete“, also Insassen von Konzentrationslagern, nach Deutschland verschleppte Zwangsarbeiter, Ausgebombte und Vertriebene. Letztere beschreibt Jähner als „Agenten der Modernisierung“, die das „Ferment einer Entprovinzialisierung“ bildeten.

„Wolfszeit“ handelt vom Plündern, Stehlen und Hamstern, vom Schwarzhandel „als radikalisierte Markterfahrung“, von der Währungsreform und vom VW Käfer. Das Buch erzählt uns über die Liebe zu Comics und den Kampf gegen solchen „Schmutz und Schund“. Es widmet sich alliierten Entnazifizierungsmaßnahmen, Nierentischen und Beate Uhse's „Versandgeschäft für Ehehygiene“.

Schließlich geht es ihm um die Verdrängung der Naziverbrechen als „Medium der Verwandlung unserer Nachkriegsbevölkerung in die Bürgerschaft der Bundesrepublik“, wie der Philosoph Hermann Lübbe 1983 schrieb.

Der Titel „Wolfszeit“ bezieht sich auf die Phase des Übergangs nach

den Verheerungen des Krieges. In dieser „Niemandszeit“, wie sie die Zeitgenossen auch nannten, schien „der Mensch dem Menschen zum Wolf“ geworden zu sein. Doch in seiner Betrachtung der „Stunde null“ übt Jähner Kritik an dieser Perspektive. Gewöhnlich tauche die Erinnerung die Vergangenheit in umso milderem Licht, je länger sie her sei, schreibt er. Im Fall der Nachkriegszeit sei es umgekehrt: „Sie wurde im Rückblick immer düsterer. Ein Grund dafür liegt in dem verbreiteten Bedürfnis der Deutschen, sich als Opfer zu sehen.“

Tanzwut und Elend

Wie wild entschlossen direkt nach dem Krieg gefeiert wurde, zeigt Jähner im Kapitel „Tanzwut“. Allein die Zahl der Berliner Tanzlokale im Sommer 1945, die Jähner auflisten kann, ist beeindruckend. „Unser Juppheidi und unsere Musik sind ein Tanz über den Schlund, der uns angähnt“, schrieb Wolfgang Borchert 1947.

Nicht allen war nach Feiern zumute, konstatiert Jähner, aber: „Die Schuld, die die Deutschen auf sich geladen hatten, war selten der Grund für die Empfindung, Spaß sei hier fehl am Platz; es war meist das eigene Elend, das die Laune vergällte, der Gedanke an den Mann in



Flucht durch Berlin Foto: Fred Ramage/Hutton Archive/Getty Images

Gefangenschaft oder die Trauer um die gefallenen Angehörigen.“

Vor allem im ersten Teil seines Buchs, der deswegen der sozialpsychologisch interessanter ist, nimmt Jähner immer wieder die Perspektive der Frauen ein. Seine steilste These ist als rhetorische Frage getarnt: Ob die Massenvergewaltigungen durch Rotarmisten nicht eine „traumatische Begegnung mit Invasoren“ war, „die die Menschen über Generationen hinweg im Osten verschlossener werden ließ als im Westen“? Argwohn habitualisiere sich.

Jähner widmet sich aber weniger den Gewalterfahrungen als den Liebesverhältnissen in einer Gesellschaft, in der ein Frauenüberschuss herrschte, weil viele Männer nicht überlebt hatten oder sich noch in

Gefangenschaft befanden. Die Zurückgekehrten waren oft traumatisiert und kamen nicht damit klar, dass die Frauen gelernt hatten, autonom zu handeln – oder gar ihr Begehren nach lässigen GIs auch als „Protest gegen die deutsche Vergangenheit“ auslebten, wie Annette Brauerhoch es formulierte.

Die Nationalsozialisten hatten ein reaktionäres Frauenbild durchgesetzt, die Realität hatte viele Frauen emanzipiert. Nun wurde das Rad in Westdeutschland zurückgedreht: „In vielen Bundesländern wurden weibliche Beamte, die mit männlichen verheiratet waren, aufgrund ihrer guten Versorgungslage aus dem Dienst entlassen – vorgeblich auch zum Wohl der Kinder und einer ‚gedehlichen Familienatmosphäre‘.“



Harald Jähner: „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955“. Rowohlt Berlin 2019, 480 S., 26 Euro

taz studio

Unser Programm zur Buchmesse Leipzig 2019 in Halle 5 | H 408

Donnerstag, 21. März

11.00 Uhr | „Die Kommune der Faschisten“
Kersten Knipp (wbg Theiss) 1919 besetzen Freischärler unter der Führung von Gabriele D'Annunzio eine kroatische Stadt und errichten dort die Republik von Fiume.

Moderation: Willi Vogelpohl

11.45 Uhr | „Milchzähne“

Helene Bukowski (Aufbau) Ein Debüt von traumwandlerischer Schönheit und eine Zukunftsvision voller aktueller Brisanz.

Moderation: Malaika Rivuzumwami

12.30 Uhr | „Lasst uns länger arbeiten!“

Alexander Hagelüken (Droemer Knauer) Ein provokatives Debattenbuch zur gesellschaftlich brisanten Frage nach der Rente.

Moderation: Barbara Junge

13.15 Uhr | „Zeitenwende 1979“

Frank Bösch (C. H. Beck) Ein brillantes Panorama über ein Schlüsseljahr der Weltgeschichte und seine Folgen für Deutschland.

Moderation: Tania Martini

14.00 Uhr | „Alles könnte anders sein“

Harald Welzer (S. Fischer) Früher war die Zukunft besser, heute scheint daran keiner mehr zu glauben. Muss das so sein?

Moderation: Peter Unfried

14.45 Uhr | „Weg“

Doris Knecht (Rowohlt) Spannender Roman, der zwei Fremde auf eine gemeinsame Mission mit unsicherem Ausgang schickt.

Moderation: Andreas Fanizadeh

15.30 Uhr | „Bienenleben“

Sarah Wiener (Aufbau) Die bekannte Köchin nimmt uns mit auf eine abenteuerliche Reise durch den Lebenszyklus von Bienen.

Moderation: Peter Unfried

16.15 Uhr | „Kein Wunder“

Frank Goosen (KiWi) Sommer 1989. Wunderbare Komödie über eine Zeit, als es mehr Deutschlands gab, als man brauchte. Moderation: Doris Akrap

17.00 Uhr | „Missouri“

Gregor Hens (Aufbau) Die Geschichte einer ersten großen Liebe, die im Scheitern ein Leben unwiderruflich prägt.

Moderation: Barbara Junge

FUTURZWEI Zukunftsgespräch

Galerie KUB Leipzig, Kantstr. 18

19.00 Uhr | „Alles wird gut“

Autoritäre Gegenrevolte, Erderhitzung, soziale Spaltung, Diskriminierung von Frauen – und von Sachsen: Vieles ist schlimm, aber Jagoda Marinic und Harald Welzer lamentieren nicht über die bösen Anderen, sondern sagen, wie wir es besser machen.

Harald Welzer, Sozialpsychologe und Autor von „Alles könnte anders sein“, und Jagoda Marinic, Schriftstellerin und Autorin von „Sheroes. Neue Heldinnen braucht das Land“, im Gespräch mit taz FUTURZWEI Chefredakteur Peter Unfried.

Freitag, 22. März

10.15 Uhr | „Jugend – Pop – Kultur – Eine transnationale Geschichte“

Bodo Mrozek (Suhrkamp) Analyse eines popkulturellen Wandels, der sich in den 1950er und 60er Jahren vollzog. Moderation: Ulrich Gutmair

11.00 Uhr | „Angst essen Freiheit auf“

Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (wbg Theiss) Sind wir dabei, das Grundgesetz und unsere Grundrechte auf dem Altar der Sicherheit zu opfern? Moderation: Jan Feddersen

11.45 Uhr | „Wo wir zu Hause sind“

Maxim Leo (KiWi) Wahre Geschichte einer jüdischen Familie, deren Nachkommen aus dem Exil nach Berlin zurückfinden. Moderation: Klaus Hillenbrand

12.30 Uhr | „Feminismus Revisited“

Erica Fischer (Berlin Verlag) Oft wird behauptet, der Feminismus habe sich erübrigt. Das Gegenteil ist der Fall. Moderation: Katrin Gottschalk

13.15 Uhr | „Sheroes“

Jagoda Marinic (S. Fischer) Nutzen wir die Chance, offen über Männer und Frauen, über Rollenbilder und Macht zu reden.

Moderation: Georg Löwisch

14.00 Uhr | „Wolfszeit. Deutschland und die Deutschen 1945–1955“

Harald Jähner (Rowohlt) Die große Mentalitätsgeschichte der Nachkriegszeit zeigt die Deutschen in ihrer ganzen Vielfalt.

Moderation: Jan Feddersen

14.45 Uhr | „Alte weiße Männer“

Sophie Passmann (KiWi) Ab wann ist man ein alter weißer Mann? Und kann man vielleicht verhindern, einer zu werden?

Moderation: Peter Unfried

15.30 Uhr | „Die psychotische Gesellschaft“

Ariadne von Schirach (Klett-Cotta) Man könnte meinen, die Welt wäre verrückt geworden. Was ist, wenn das tatsächlich stimmt?

Moderation: Tania Martini

16.15 Uhr | „Rabenvater Staat“

Jenna Behrends (dtv) Plädoyer für eine Familienpolitik, die Eltern etwas zutraut, gerecht ist und zum echten Leben passt.

Moderation: Katrin Gottschalk

17.00 Uhr | „M“

Anna Gien und Marlene Stark (Matthes & Seitz) Protokoll einer Ermächtigung des eigenen Körpers und Bericht über die Ausbeutung im Kunstbetrieb.

Moderation: Ulrich Gutmair

Samstag, 23. März

10.15 Uhr | „Zornfried“

Jörg-Uwe Albig (Klett-Cotta) Satire über die neurechten Bewegungen und über die Medien, die sie sensationsfreudig begleiten.

Moderation: Doris Akrap

11.00 Uhr | „Lieber woanders“

Marion Brasch (S. Fischer) Toni und Alex kennen sich nicht und sind doch auf verhängnisvolle Weise miteinander verbunden. Moderation: Anja Mierel

11.45 Uhr | „Sonst kriegen Sie Ihr Geld zurück“

Tomer Gardi (Droschl) Ein arbeitsloser Schriftsteller scheitert auf dem Amt an der Jobbezeichnung und ersinnt einen Deal.

Moderation: Doris Akrap

12.30 Uhr | „Willkommen im Café Zahav“

Kirsten Grieshaber (Bastei Lübbe) Komisch, überraschend, manchmal schockierend: das Leben einer normalen deutsch-israelischen Familie. Moderation: Klaus Hillenbrand

13.30 Uhr | „Personenkontrolle – Leute von heute in lichten Gedichten“

Thomas Gsella (Kunstmann) Ein lyrischer Vergleich von Äußerungen und Taten großer Leute mit den Werten des Abendlands.

Moderation: Michael Ringel

14.00 Uhr | „Das Wahrheitklubtreffen“

u. a. mit: Michael Ringel und Tom Körner alias ©TOM. Motto: „Knödel und Knollen, bis es tschechisch kracht!“

14.45 Uhr | „Einsame Weltreise“

Alma M. Karlin (Aviva) Weltreise einer deutsch-slowenischen Schriftstellerin, die ab 1919 über fünf Kontinente führt. Moderation: Doris Akrap

15.30 Uhr | „Hier draußen an der Grenze“

Tobias Müller (VSA) Reportagen über die Auswirkungen von Migrationspolitik an den europäischen Außengrenzen.

Moderation: Jan Feddersen

16.15 Uhr | „Newtons Gespenst und Goethes Polaroid“

Mathias Bröckers (Westend) Goethes Natur-Erkenntnisse waren ihrer Zeit voraus. Für die Zukunft sind sie relevanter denn je.

Moderation: Helmut Höge

17.00 Uhr | „Das Politische ist persönlich – Tagebuch einer ‚Abtreibungsärztin‘“

Kristina Hänel (Argument) Tagebuch der Ärztin, die Galionsfigur in der Debatte zum Recht auf Schwangerschaftsabbruch wurde.

Moderation: Dinah Riese

Sonntag, 24. März

10.00–12.30 Uhr | „Lesemarathon: Hast Du's schon gelesen?“ mit Susanne Sigmund Neue Bücher und Graphic Novels zum Selberstöbern für Kinder und Jugendliche von 2 bis 16 Jahren.

13.30–15.30 Uhr | „Ganz ‚normale‘ Comic-Helden“ mit Aisha Franz. Zeichne einen Comic über deinen abenteuerlichen Alltag und werde selbst zum Comic-Helden! Workshop für Kinder von ca. 6 bis 13 Jahren. Anmeldung am taz Stand empfehlenswert!

Trump hat die Unterscheidung von Frauen in *nasty* und *hübsch* auf die Spitze getrieben
Foto: Sam Simmonds/
Polaris/laif



„Misogynie ist die Exekutive des Patriarchats“ Weniger Sexismus, aber mehr Frauenhass? Kate Manne über die Rolle „schlechter Frauen“

Interview Patricia Hecht

literataz: Frau Manne, Sie erwähnen in Ihrem Buch, dass die deutsche Kanzlerin Angela Merkel „Mutti“ genannt wird. Hat diese Verniedlichung etwas mit Misogynie zu tun?

Kate Manne: Ich bin vorsichtig, wenn es um soziale Interpretationen kultureller Kontexte geht, in denen ich keine Insiderin bin. Aber ja, möglicherweise hat sie etwas damit zu tun. „Mutti“ ist eine sehr vertraute Ansprache, was etwas Sexistisches haben kann. Der Kontext, in dem ich über diese Ansprache nachgedacht habe, war die Gewohnheit in den USA und auch in meinem Heimatland Australien, Politikerinnen nur beim Vornamen zu nennen.

Was ist daran misogyn?

Bei Hillary Clinton mag der Vorname noch einen gewissen Sinn gehabt haben, um sie von Bill Clinton zu unterscheiden. Aber im Fall von Julia Gillard, der ersten australischen Premierministerin, gab es diesen rationalen Grund nicht. In ihrem Fall war man offenbar nicht bereit, auf die respektvolle Form zu bestehen, sondern schlug einen unangemessen persönlichen Ton an.

Misogynie wird im allgemeinen Sprachgebrauch als Hass gegen Frauen verstanden, als etwas, was Männer fühlen. Sie definieren sie nun aber als Erfahrungen wie diese, die Frauen machen. Warum wechseln Sie die Perspektive?

Es gibt eine naive, lexikalische Definition von Misogynie, mit der man leicht der Versuchung erliegen kann, Misogynie psychologisch zu interpretieren – als ein Gefühl im Herzen von Männern. Ein Problem mit dieser Definition ist, dass Misogynie damit sehr selten vorkäme.

Warum?

Weil Frauen in einem patriarchalen System dahingehend sozialisiert sind, zu dienen, zu gefallen und gemocht zu werden. Es würde überraschen und hätte psychologisch wenig Sinn, wenn Männer in einer solchen Kultur für wirklich

jede Frau Hass empfinden würde. Zudem können wir kaum wissen, welche Emotion eine Person wirklich empfindet. Aus der Perspektive der Zielobjekte, der Frauen, wäre Misogynie mit dieser naiven Definition sehr schwer erkennbar.

Was also ist Misogynie für Sie?

Ich schlage eine stärker opferzentrierte Konzeption vor, die sich mit der Feindlichkeit und dem Hass auseinandersetzt, der Frauen entgegen schlägt.

Ist der nicht schlicht eine Ausprägung von Sexismus?

Sexismus und Misogynie hängen eng zusammen. Ich verstehe Sexismus als die Glaubenssätze, die versuchen, die untergeordneten Positionen von Frauen zu rechtfertigen. Sexismus stellt Geschlechterunterschiede als naturgegeben hin, seine Ideologie besteht aus Annahmen oder Klischees wie dem, dass Frauen generell fürsorglicher seien als Männer. Misogynie hingegen setzt das System durch: Sie ist die Exekutive des Patriarchats.

Sie schreiben, in patriarchalen Gesellschaften gebe es eine ungleiche, gendergeprägte Ökonomie von Geben und Nehmen. Von einer Frau wird erwartet, sozial zu sein, sexuell zur Verfügung zu stehen, Bewunderung zu geben, dankbar zu sein. Demgegenüber genießt ein Mann bestimmte Privilegien: Ihm stehen Autorität und Macht zu. Wie kann sich Misogynie dabei konkret äußern?

Misogynie kann so vielfältig sichtbar werden, dass es fast schwer fällt, sie zu katalogisieren. Wenn eine Frau zum Beispiel in einem Meeting sehr geradeheraus ist und eine Idee pushen will, die ein männlicher Kollege nicht teilt, kann sich Misogynie schlicht darin äußern, dass der Frau das verübelt wird, dass dieser oder ein anderer Kollege sie zurückweist, dass sie als aggressiv wahrgenommen wird. Vielleicht macht man sich über ihren Charakter lustig, vielleicht äußert sich Misogynie an dieser Stelle nur als etwas Subtiles, Unangenehmes – aber es kann bis hin zu sexualisierter oder häuslicher Gewalt gehen.

Können wir Bürosituationen wirklich mit sexualisierter Gewalt vergleichen?

Natürlich gibt es sehr große Unterschiede in der Frage, wie ernst und verletzend diese Formen von Misogynie sind. Aber die gemeinsame Bedrohung liegt darin, eine Frau dafür zu bestrafen, in irgendeiner Form aus der Reihe zu tanzen und patriarchale Normen und Erwartungen zu unterlaufen.

Ein Beispiel, das Sie schon angesprochen haben, ist Hillary Clinton, die 2016 die Präsidentschaftswahl gegen Trump verloren hat.

Hillary Clinton wurde sowohl von rechts als auch von links enorm attackiert. Oft wurde ihr gegenüber eine Art moralische Empörung geäußert. Sie wurde als Bitch, als Hexe, als Lügnerin bezeichnet, als nicht vertrauenswürdig und nicht authentisch, als fies, falsch und nicht warmherzig.

Manche sehen als Grund für diese Anschuldigungen ihre Nähe zur Wall Street. Warum soll sie wegen Misogynie die Wahl verloren haben?

Manche Kritik an Hillary Clinton mag berechtigt gewesen sein. Aber vielfach waren die Anschuldigungen vollkommen aufgeblasen – und das ist Misogynie. Häufig war, was vorgebracht wurde, ätzend und exzessiv verdammend, obwohl viele Menschen auch angesichts ihrer politischen Vorstellungen in ihrem Urteil eigentlich hätten vorsichtiger sein müssen. Auf eine ähnliche Art und Weise wie über Clinton wurde übrigens auch über Julia Gillard gesprochen.

Wie kommt es, dass trotzdem mehr als die Hälfte aller weißen Frauen, die bei dieser Wahl ihre Stimme abgegeben haben, den offenen misogynen Trump gewählt haben?

Wir werden daran gewöhnt, loyal zu mächtigen weißen Männern zu sein, indem wir ihre Motive oder ihr Verhalten nicht infrage stellen – auch dann nicht, wenn sie sich, wie in Trumps Fall, sexueller Belästigung oder sogar sexuellen Übergriffen schuldig gemacht haben. Wir lernen, diese Männer zu schützen und ihren Ruf aufrecht zu erhalten, und wir werden bestraft, wenn wir es nicht tun. Für weibliche Solidarität ist das desaströs.

In diesem Fall, in der Wahlkabine, hätte niemand die Frauen bestrafen können. Niemand hätte gemerkt, wenn sie ihr Kreuz bei Clinton gemacht hätten.

Das stimmt. Aber wir handeln nach internalisierten moralischen Verpflichtungen, die nicht nur in Situationen greifen, die öffentlich sind. Wenn wir daran gewöhnt sind, eher loyal zu Männern als zu Frauen zu sein, hat das Auswirkungen auch auf unser Verhalten in der Wahlkabine.

Ist es das, was Sie als „Himpathy“ bezeichnen, als Empathie mit dem männlichen Täter?

Himpathy ist ein strukturell zumindest sehr ähnliches Phänomen. Frauen zeigen oft einen großen Widerwillen, den sprichwörtlichen „Golden Boy“ für sein schlechtes und misogynen Verhalten verantwortlich zu machen, sie zeigen tat-

sächlich Sympathie eher für ihn als für seine weiblichen Opfer – sogar in Fällen von erwiesenen sexualisierten Übergriffen.

Das englischsprachige Original Ihres Buchs war bereits geschrieben, als #MeToo entstand. War das nicht eine weibliche Form von Solidarität, die mit Himpathy gebrochen hat?

Ja, ich glaube, dass die #MeToo-Bewegung ein Beispiel für weibliche Solidarität ist. Erfahrungen wie die, die Frauen dabei öffentlich gemacht haben, sind sehr verbreitet. #MeToo hat das kollektive Bewusstsein dafür geschärft sowie die kollektive Bereitschaft, Frauen zuzuhören, wesentlich verbessert. Wir müssen das zwar als fortlaufenden Kampf verstehen, aber wir können uns nun schon besser auf die Bedürfnisse und Rechte von Opfern konzentrieren, anstatt zu viel Sympathie gegenüber männlichen Tätern zu haben.

Können wir angesichts solcher Entwicklungen davon ausgehen, dass Misogynie automatisch abnimmt, weil sich Geschlechterrollen auflösen und das Patriarchat zumindest strauchelt?

Nichts passiert automatisch. Fast die gesamte Geschichte der Menschheit war patriarchal geprägt, nur in der jüngsten Zeit gab es wenig tatsächlichen egalitären Fortschritt. Aber Misogynie ist sehr beharrlich. Wir müssen wachsam sein und weiter kämpfen.

Was können wir tun?

Ich wünschte, ich hätte eine bessere Antwort auf diese Frage. Wir brauchen Wissen und konzeptuelle Werkzeuge, um Misogynie zu erkennen und zu benennen, so dass sie nicht mehr gelehrt werden kann. Nur so können wir uns ihr letztlich widersetzen. Frauen, Menschen, können durch Wissen empowert werden, Lösungen für viele einzelne und oft alltägliche Situationen misogynen Aggression zu finden. Das ist wichtig – sowohl für die Menschen selbst als auch dafür, dass wir in dieser Hinsicht Fortschritte machen.



Kate Manne: „Down Girl. Die Logik der Misogynie“. Aus dem Englischen von Ulrike Bischoff. Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 500 S., 32 Euro

Kate Manne



36, ist Assistenzprofessorin für Moral- und Sozialphilosophie an der Cornell-Universität in den USA. Sie schreibt für die *New York Times*, *Newsweek* und *The Huffington Post*. Für ihre Forschung wurde sie u. a. mit dem General Sir John Monash Award ausgezeichnet.

Foto: Suhrkamp Verlag

Viel besser als sein Ruf

Ständig wird Vertrauen gegen das Misstrauen gefordert. Ist das richtig?

Von **Julian Weber**

Am 26. September 1983 bekommt Stanislaw Petrow, Kommandant in einem Bunker der sowjetischen Flugabwehr, eine Meldung, die besagt, die USA habe eine Atomrakete mit dem Ziel Sowjetunion auf den Weg gebracht. Petrow leitet die Nachricht nicht weiter, er glaubt an einen technischen Defekt seines Computers. Sein Misstrauen hat die Welt gerettet.

Eine wahre Begebenheit, die der Sozialanthropologe Florian Mühlfried schildert, um die konstitutive Rolle von Misstrauen bei der Willensbildung in Erinnerung zu rufen, aber auch, weil er der Ansicht ist, die Praxis von Misstrauen sei vielfältiger als unser problematisierendes Verständnis von ihr. Im postfaktischen Zeitalter hat Misstrauen Hochkonjunktur. Glaubwürdige Berichte besagen, russische Hacker haben mit gefälschten Social-Media-Konten Desinformation betrieben, um Misstrauen gegen die US-Demokraten zu schüren und den Präsidentschaftswahlkampf 2016 zugunsten von Donald Trump zu beeinflussen.

Von der Bankenkrise über die NSA-Affäre bis hin zum Abgasskandal, Verwerfungen großer Konzerne und fragwürdige Praktiken von Sicherheitsbehörden haben die unbestimmte Angst von BürgerInnen und somit ihr Misstrauen gegenüber der Wirtschaft und den Grundfesten des Staats verstärkt. Demokratie steckt in einer Legitimationskrise, populistische Ideologien sind auf dem Vormarsch. Mühlfried schiebt voraus, Misstrauen sei konstituierend für den modernen demokratischen Staat: Dessen Modell der Gewaltenteilung ist explizit aus einem Misstrauen gegenüber totalitären Herrschaftsinstrumenten entstanden.

In dem Band „Misstrauen. Vom Wert eines Unwertes“ schlüsselt der Hamburger Wissenschaftler überzeugend die unscharfe moralische Kategorie des Begriffs auf. Er stellt anhand einer Spektralanalyse eine Skala von Misstrauen dar: seine nach außen gerichteten – zentrifugalen – und nach innen wirkenden – zentripedalen – Potenziale. Zu starke zentrifugale Kräfte von Misstrauen (etwa im Weltbild islamistischer Terroristen) bedrohen eine Gesellschaft. Mühlfried erscheint die zentripedale Eigenschaft von Misstrauen als „Grundlage für Engagement“ dagegen demokratiefördernd, etwa von einer NGO, die Bauern Mikrokredite gewährt.

Auf gesellschaftlicher Ebene argumentiert Mühlfried mit dem Soziologen Niklas Luhmann. Misstrauen ist nicht nur das Gegenteil von Vertrauen, sondern auch sein funktionales Äquivalent. „Im Namen der Demokratie Vertrauen zu fordern ist paradox, denn die Praxis Demokratie schließt Misstrauen ausdrücklich ein.“ Heute habe der Diskurs um Vertrauen allerdings hegemoniale Züge angenommen. Für die Zukunft prognostiziert Mühlfried, dass Misstrauen zur Überlebenstechnik wird, weil es die Kraft hat, „Herrschaftsverkrustungen aufzubrechen“.

Siri Hustvedt schaut auf LeserInnen, die auf eine Frau, Schriftstellerin, Essayistin und Neurologin blicken

Foto: P. Matsas-7Opale/Leemage/laif



Wie männliche Künstler über Frauen nachdenken und das Ich zum Du kommt

Siri Hustvedt arbeitet sich in ihrem neuen Essayband am Pornobegriff von Susan Sontag ab und analysiert Spiegelneuronen



Siri Hustvedt: „Eine Frau schaut auf Männer, die auf Frauen schauen. Essays über Kunst, Geschlecht und Geist“. Übers. v. Uli Aumüller und Grete Osterwald. Rowohlt, Hamburg 2019, 528 S., 26 Euro

Von **Marlen Hobrack**

Dass Männer auf Frauen schauen, sie malen, beschreiben und analysieren oder als Hysterikerinnen diffamieren, ist so tief in unserer Kultur verwurzelt, dass es uns gar nicht mehr auffällt. Da kann eine Frau, die auf Männer schaut, die auf Frauen schauen, nicht schaden. Siri Hustvedt, Autorin von Romanen wie „Die gleißende Welt“, tut es in ihrem neuen Essayband.

Dessen erster Teil bietet den klassischen Inhalt der geisteswissenschaftlichen Essaysammlung: Betrachtungen zu Künstlern, Wahrnehmung und Repräsentation. Und vor allem von Männern, die auf Körper schauen, unter anderem Robert Mapplethorpe, Anselm Kiefer, Wim Wenders und Picasso. Wie männliche Künstler Weiblichkeit konstruieren, um vor dem imaginierten Hintergrund dieser Weiblichkeit ihre eigene Männlichkeit herauszuparieren, das analysiert Hustvedt auf wunderbare Art.

Man ahnt es bereits, und es wird im Essay über Susan Sontags Betrachtungen zu Pornografie noch deutlicher: Unsichtbare Referenz ist die große amerikanische Essayistin, Susan Sontag eben. Monolithische Figuren muss man stürzen. So weist Hustvedt Sontags mit intellektuellem Dünkel durchsetzten Zugang zur Pornografie, der zu ihrem Kern nicht vordringt, weil er in ihr nur eine niedere ästhetische Form erkenne, zurück.

Ein besonders schöner, augenöffnender Essay – jedenfalls in Bezug darauf, wie Männer auf Frauen schauen – ist „Keine Konkurrenz“, in dem Hustvedt eine Begegnung mit Karl Ove Knausgård schildert. Im Rahmen eines Interviews fragt ihn Hustvedt, warum in seinem giganti-

schon Werk „Kämpfen“, das hunderte Referenzen auf Autoren enthält, nur eine Frau genannt wird: Julia Kristeva. Seine Antwort: Keine Konkurrenz. Die Antwort verfolgt sie. Und sie kommt zu dem Schluss, dass ein männlicher Autor sich in der Konkurrenz zu anderen männlichen Autoren beweist, beweisen muss. Interessanterweise sei Knausgård ein Autor des Gefühls. Er nimmt also keine prototypische männliche Haltung ein (wonach der Mann kalter, rationaler Verstand ist). Aber womöglich ist das der Grund, warum Knausgård sich von den Brontës oder Woolfs dieser Welt abgrenzen muss – wäre er sonst nicht eine von ihnen?

Warum eine Geschichte und nicht die andere? So lautet die Frage eines weiteren Essays. Hustvedt stellt fest,

ren durchlaufen. Und sie unterrichtet Studenten der Neurologie. Daneben veranstaltete sie auch Schreibkurse mit Psychiatriepatienten. In beiden Fällen ist der Ausgangspunkt ihrer Arbeit das Dasein als Romanautorin, die die meiste Zeit ihres Lebens damit verbringt, sich in den Kopf ihrer Figuren zu versetzen und deren Psyche zu beschreiben.

Zugleich ist es die Außenseiterin Hustvedt, die die Metaphern der Neurologie hinterfragt, die vielen Neurologen gar nicht mehr bewusst sind: Hustvedt kritisiert die Prägung der Neurologie auf die Vorstellung vom Gehirn als Computer. Bereits das 19. Jahrhundert kannte Automatentheorien des Körpers, das 20. Jahrhundert, massiv geprägt von der frühen Forschung zu Künst-

ziert werden könnte, eine Absage und verweist auf die Lücken der Intelligenzforschung. Denkende, sich ihrer selbst bewusste Maschinen werden wir wohl nicht erleben, auch wenn die Wissenschaft hierfür immer wieder neue Daten festlegt (jüngst das Jahr 2039, was erstaunlich konkret klingt).

Hustvedt dagegen fokussiert auf die intersubjektivität als Schlüssel zur Bewusstseinsforschung und ist dabei, ganz erstaunlich, sehr nahe bei Friedrich Nietzsche (vielleicht eher unbewusst). Schon bei Nietzsche nämlich findet sich die Idee, dass Bewusstsein nur als kollektiver Anpassungsprozess zu verstehen sei. Das Bewusstsein, so die Pointe, ist relevant für die Gruppe, nicht für den Einzelnen

Hustvedt wiederum erinnert an die faszinierende Entdeckung der Spiegelneuronen: Wenn ein Mensch seine Hand zum Mund führt, werden Neuronen in seinem Gehirn aktiviert. Im Gehirn des beobachtenden Gegenübers kommt es zu einem spiegelbildlichen Abbild der Neuronenaktivität. Spiegelneuronen könnten der Schlüssel zum Verständnis des Mitempfindens sein. Sind sie es, die intersubjektivität und die Etablierung des „Du“ in uns ermöglichen?

Hustvedts Essays zeigen, was die Naturwissenschaft verloren hat, als sie das geisteswissenschaftliche Denken strikt vom naturwissenschaftlichen trennte: Da wir alle, unweigerlich, in Metaphern denken, müssen wir uns der untergründig wirkenden Denkmotiven bewusst sein, um unser eigenes Denken hinterfragen zu können. Die Naturwissenschaft ist blind geworden, ausgerechnet für diesen Teil des Denkens. So entgehen der Naturwissenschaft derzeit die Antworten auf die wesentliche Frage, wie das Du ins Ich und das Selbst zum Wissen über das Ich gelangt.

Besuchen Sie uns auf der Leipziger Buchmesse in Halle 5 | Stand H408 oder online auf www.taz.de/buchmesse

Jeden Tag spannende Lesungen, ein attraktives Gewinnspiel und druckfrisch: taz die tageszeitung

schon Werk „Kämpfen“, das hunderte Referenzen auf Autoren enthält, nur eine Frau genannt wird: Julia Kristeva. Seine Antwort: Keine Konkurrenz. Die Antwort verfolgt sie. Und sie kommt zu dem Schluss, dass ein männlicher Autor sich in der Konkurrenz zu anderen männlichen Autoren beweist, beweisen muss. Interessanterweise sei Knausgård ein Autor des Gefühls. Er nimmt also keine prototypische männliche Haltung ein (wonach der Mann kalter, rationaler Verstand ist). Aber womöglich ist das der Grund, warum Knausgård sich von den Brontës oder Woolfs dieser Welt abgrenzen muss – wäre er sonst nicht eine von ihnen?

Warum eine Geschichte und nicht die andere? So lautet die Frage eines weiteren Essays. Hustvedt stellt fest, ren durchlaufen. Und sie unterrichtet Studenten der Neurologie. Daneben veranstaltete sie auch Schreibkurse mit Psychiatriepatienten. In beiden Fällen ist der Ausgangspunkt ihrer Arbeit das Dasein als Romanautorin, die die meiste Zeit ihres Lebens damit verbringt, sich in den Kopf ihrer Figuren zu versetzen und deren Psyche zu beschreiben.

Zugleich ist es die Außenseiterin Hustvedt, die die Metaphern der Neurologie hinterfragt, die vielen Neurologen gar nicht mehr bewusst sind: Hustvedt kritisiert die Prägung der Neurologie auf die Vorstellung vom Gehirn als Computer. Bereits das 19. Jahrhundert kannte Automatentheorien des Körpers, das 20. Jahrhundert, massiv geprägt von der frühen Forschung zu Künst-

Hustvedt erteilt dem cartesischen Denken, das zwischen Körper und Geist trennt, wobei der Geist lediglich die Software ist, die der Hardware eingespeichert ist und ebenso gut in anderer Hardware reprodu-



Florian Mühlfried: „Misstrauen. Vom Wert eines Unwertes“, Reclam Verlag, Stuttgart 2019, 88 Seiten, 6 Euro